

Der Dienstweg

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 33

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Höre mich, Liebste. Du hast mich auf die Probe gestellt. Nun gut, ich habe sie bestanden. Und wenn du mich wirklich liebst, dann geh nach Hause. Sprich morgen noch einmal mit deiner Mutter. Sage ihr, daß du nicht von mir lassen willst und dann — wenn deine Mutter darauf beharrt, daß wir uns trennen sollen, dann komm zu uns. Nicht war, auch du unterwirfst dich dieser Probe?“

Elisa nickte schweigend. Und Kurt begleitete sie bis zu ihrem Haus.

Am folgenden Morgen trat Elisa noch einmal vor die Mut-

ter und nach längerer, ernster Unterredung gab sich diese geschlagen.

Als die Beerdigung von Elisas Vater vorüber und Kurt am Abend sich von Elisa verabschiedete, wandte sich diese an den Liebsten.

„Ich danke dir, Kurt, daß du mir Gelegenheit gegeben, mich selbst auf die Probe zu stellen. Ich habe um dich gekämpft und habe gesiegt. Bist du jetzt zufrieden mit mir?“

Da zog Kurt die Liebste statt aller Antwort ans Herz und küßte die ihm willig dargebotenen Lippen.

Der Dienstweg

Von Paul Altheer

Es gibt immer noch sehr viele Zeitgenossen, die nicht wissen, was mit der Bezeichnung Dienstweg gemeint ist.

Man stelle sich den Betreibungsbeamten Perlhase vor. Das ist sehr einfach:

Ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsbeamter, wie es Hunderte, nein Tausende gab. Nicht einmal seine Gesichtszüge hatten ein eigenes Gepräge. Wenn man Perlhase zum erstenmale sah, kam er einem gleich so bekannt vor, daß man sich unwillkürlich fragte, wo man diese Perle schon gesehen hatte.

Aber man hatte ihn noch nie gesehen. Und doch sah man ihn wieder am nächsten, am übernächsten Tag, an allen folgenden Tagen im Osten, Westen, Norden, Süden des Landes.

So war Perlhase. Und außerdem Betreibungsbeamter. Und alles das war er in einem kleinen Land auf dem Balkan.

Na ja! Wo denn sonst? In einem anderen Lande darf man eine derartige Geschichte nicht erleben, ohne daß es zu Konflikten mit derjenigen Partei kommt, die den Nationalstolz mit Pöffeln gegessen und die ergiebigsten Zuchtanstalten für weiße Mäuse und Blindschleichen hat.

Also: Perlhase hatte schon sein fünfundzwanzigstes Dienstjahr hinter sich und noch immer keine begründete Aussicht auf Beförderung.

Infolgedessen mußte etwas geschehen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dieses hätte allerdings schon vor fünf Jahren geschehen müssen. Jetzt aber war es höchste Zeit.

Und wie das immer so ist:

Wenn die Not am größten, ist ein schlechter Reim am nächsten. Perlhase hatte eine Idee:

Bei einem verkommenen Grafen, der immerhin sein Geschlecht auf direktestem Wege auf die regierende Dynastie zurückleitete, sollte gepfändet werden.

Und nun fand der Betreibungsbeamte Perlhase mit einem Male, daß das nicht gehe, daß es ihm gegen den geleisteten Treueschwur für das regierende Königshaus sei, bei einem Sprößling ausgerechnet dieses Hauses zu pfänden. Sein Patriotismus vertrage das nicht, und er litte Schaden an seiner Seele, wenn er das täte.

Er verfaßte ein Schreiben, in dem er all diese Gründe klarlegte und übergab es seinem nächsten Vorgesetzten. Mit ruhigem Gewissen aber legte er sich auf diesem guten Ruhefaffen schlafen und tat dies sehr lange.

Denn jetzt konnte es nicht mehr schief gehen. Jetzt mußte man auf ihn aufmerksam werden. Jetzt endlich mußte man seinen glühenden Patriotismus beachten.

Sein direkter Vorgesetzter las das Schreiben, und nachdem dies geschehen war, leitete er es auf dem Dienstweg weiter an seinen feinerzeitigen direkten Vorgesetzten.

Und so geschah es noch ein paar Mal. Jeder Vorgesetzte, der das immerhin interessante Schreiben erhielt, las es, legte es einige Wochen in seinen Briefkorb für „Unerledigtes“ und gab es alsdann an seinen direkten Vorgesetzten weiter.

Bis das Schreiben eines Tages bei jenem Manne landete, der es nicht mehr weiter leiten konnte.

Weil er der Minister des Ressorts war.

Inzwischen allerdings war allerhand geschehen. Unter anderem zum Beispiel hatte sich die Monarchie in jener Eile, die man Revolution nennt, in eine Republik verwandelt. Und der Minister des Ressorts war nicht mehr ein Beamter des regierenden Hauses, weil das regierende Haus nicht mehr regierte. Sondern er war ein Beamter der Republik und las pflichtschuldigst das devoteste Schreiben des Herrn Perlhase, das vor anderthalb Jahren verfaßt und eigentlich ganz und gar nicht an ihn gerichtet worden war.

Und es war eines seiner ersten Amtshandlungen als Minister des Ressorts, was er da arbeitete, indem er das Schreiben Perlhases las.

„Aha!“ dämmerte es ihm auf.

„Ein schöner Republikaner. Das ist ja Reaktion im höchsten Grade! Diesem Herrn Perlhase wollen wir den Respekt vor der Republik beibringen, und das wollen wir.“

Und er verfaßte ein Schreiben, in dem er Perlhase für den nächsten Montag, nachmittags drei Uhr zu sich auf sein Bureau zitierte.

Als Perlhase dieses Schreiben erhielt, schwoll ihm der Ramm — oder was man so nennt. Von der Revolution hatte er zwar durch seine Zeitung gehört. Er hatte aber keine Ahnung davon, daß sie auch ihn anging.

Er schwebte im siebenten Himmel vor Wonne darüber, daß es ihm vergönnt sein sollte, vor dem Minister des Ressorts seine Vorschläge zu unterbreiten. Daß die Revolution auch nur das Geringste mit ihm zu tun haben könnte, das war ein Gedanke, so absurd, daß er ihn weit von sich tat. Er war glücklich darüber, daß es ihm vergönnt sein sollte, mit dem Minister des Ressorts über eine Sache zu reden, die ihm wirklich tief am Herzen lag. Daß inzwischen aus der Monarchie eine Republik geworden war . . .

Nein, an alles konnte man nicht denken.

Zitternd stand er vor seinem Minister, vor seinem Dienstgewaltigen und hartte der Belobigungen, die es nun auf ihn herunterregnen mußte. Statt dessen, was gab es?

Der Minister setzte seine würdevollste Amtsmiene auf und sagte, ganz im Gegensatz zu dem, was Perlhase erwartet hatte:

„Ihr Schreiben zeugt von einer Gesinnung, die in unsere Gegenwart nicht paßt. Beamte mit diesem Horizont können wir nicht brauchen. Wir können aber auch Privatleute nicht brauchen, die so denken, wie Sie.“

So bleibt nichts übrig, als reinen Tisch zu machen. Es tut mir leid um Sie, Herr Perlhase. Ihr Brief beweist, daß Sie denken können. Aber was Sie vor anderthalb Jahren gedacht haben, kommt heute ein bißchen verspätet. Wie gesagt: Es tut mir leid um Sie . . . Aber eben . . .“

Dann ließ er den Motor eines Lastwagens anlaufen, wie er es aus dem fernen Osten gelernt hatte.

Perlhase aber biß ins Gras, anstatt in die Kaviarbrötchen einer verbesserten Position hinein.

Warum?

Weil seine Meinung anderthalb Jahre zu spät an ihrer Bestimmung eingetroffen war.